



# Der Wanderer

## Rothenburg im Kriegsjahr.

Von Martha Pniower.

Magdalena Reichmann an Frau Baronin Ina von Neckling  
auf Necklinghausen.

Liebste Ina!



och immer pilgert Deine alte Freundin in deutschen Gauen umher. Nun ist sie als: „fahrende Scholarin“, zwar nicht in: „Stab und Ordenskleid“, sondern im modernen Touristenkostüm in der deutschesten aller Städte, dem entzückenden, alten Rothenburg, angelangt. Wen sollte es auch jetzt in der Zeit des mit Recht hochgespannten Patriotismus nicht locken, die Stätte aufzusuchen, in der längst vergangene Jahrhunderte hindurch, das Deutschtum sich gegen fremde Angriffe mit Kraft und Erfolg verteidigt und sich rein erhalten hat in einer fast unglaublichen Reinheit. Und zu sehen, ob die uns alle in atemloser Spannung haltenden kriegerischen Ereignisse auch dorthin ihre Schatten werfen, in die so abseits von allem Weltgetümmel liegende, mittelalterliche Stadt. „Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt“, sagt der alte, ewig junge Homer, der ja so manche Lebensweisheit in eine schöne Formel gesetzt hat. Vor den Besuch Rothenburg's Reisekalamitäten verschiedenster Art. Von Wildbald, meinem, wie Du weißt, letzten Aufenthalte aus, Fahren im langsamsten Personenzugtempo, viermaliger Stationswechsel, kurz ein Sichbewegen in dem uralten Stil, in dem sich jetzt seit Tagen mein Leben in dem Giebelnest abspielt. Das Dornröschen unter unseres Vaterlandes Städten hat sich mit der Hecke schwerer Erreichbarkeit umgeben, vielleicht in dem Gefühl, daß dadurch dem wahrhaft Schönheitsdurftigen seine Besitzerergreifung einen um so größeren Reiz gewährt. Dazu die strömenden Regenfluten dieses bösen Monats und Überfüllungen der Bütte durch unsere braven, in die Heimat oder wieder zur Front zurückkehrenden Truppen. — Doch was bedeuten diese kleinen Schwierigkeiten gegen den Gewinn, einen solchen

wahrhaft „Lebenseindruck“, eine solche „Unvergleichlichkeit“ davon getragen zu haben! Venommen, bezaubert von ihrer unerhörten Schönheit wandle ich durch die Stadt, die in diesem Jahre eine Fremdenstadt ist ohne Fremde, durch ihre engen Gassen, ihre festen, wuchtigen, in wunderbaren Harmonie aufsteigenden Tore, vorbei an dicken, eckigen Türmen mit roten Spitzen. Vorbei an kleinen, gelben, gieblichen Häusern, die umspalten sind mit grünen Mauern von Spießen und echtem oder wildem Wein, vor deren tiefbraunen, schweren Eichentüren mit prachtvollen Bronzbeschlägen mächtige Oleanderbäume Wache halten. Vor den weißverhangenen Fenstern der Wohnstätten Blumenbretter mit roten Geranien und Fuchsien von berausforderlicher Fülle und Farbenschönheit. Und dieser Schmuck in allen Straßen und Gäßchen, am vornehmen, durch historische Erinnerungen ausgezeichneten Patrizierhaus wie an der bescheidenen Bauernhütte. Eine wahrhaft rote Stadt, rot in ihren Blüten, ihren Dächern, ihrem beim Untergang in feuerroter Glut erstrahlenden Sonnenball. Ich trete in die prachtvollen Kirchen und bestaune die unvergänglichen Kunstwerke alter, hochberühmter Meister. Ich erfreue mich an dem edlen Renaissancebau des Rathauses, jenem ausdrucksvollem Denkmal stolzer Tatkraft eines selbstbewussten, mittelalterlichen Bürgertums. Ich gehe in die sich mir freundlich öffnenden Patrizierhäuser und bin begeistert von der reichen und doch anheimelnden Pracht: „uralten Hausrates“, pietätvoll bewahrt und pietätvoll erhalten. Kostbare, antike Möbel, in dunklen und doch leuchtenden Tönen prangende Bilder von Ahnen und dahin gegangenen Größen des Gemeinwesens, prächtige Zinn- und Kupfergefäße, herrliche Porzellane, Geräte feinsten und in geschmackvollster Weise geordneter Art. Und überall Blumen und Blätterhecken! Sie beleben die altertümliche Dunkelheit der Wohnräume, sie winden sich um die zierlichen Erker der steinernen Häuser, um die Mauern der trozigen, noch die Löcher von Schießscharten zeigenden Wälle und Basteien. — Was aber hat das mörderische Kriegstreiben mit dieser Herrlichkeit verschöllener Jahrhunderte zu tun? Sollte es vor solcher Würde und Abgeschlossenheit nicht ehrfurchtvoll Halt machen? Nein, liebste Schloßherrin, auch hieher dringt der wilde Lärm unserer großen Zeit, doch glücklicherweise nur in seinem angenehmstem Wiederhall: Der Meldung und feierlichen Begehung der sich ja Schlag für Schlag folgenden Siege unserer bewundenswerten Truppen. Am Morgen des 20. August lang währendes Läuten der schön abgestimmten Kirchenglocken. Sieg, Sieg, „Novo-Georgiewsk ist genommen, 82000 Gefangene gemacht, eine unermessliche Kriegsbeute in unsere Hände gefallen!“ Extrablätter verkünden es auf den Straßen, von den Hauswänden selbst der abgelegensten Gassen. Ein Wald von Flaggen weht farbenfreudig von den Masten herab, blau-weiß, gelb-schwarz, schwarz-weiß-rot. Nicht viel anders wie in unserer weltumfassenden Reichshauptstadt. Ich begebe mich auf den Marktplatz, auf dessen wahrhaft geschichtlichem Boden sich die denkwürdigsten Ereignisse abgespielt haben. Ereignisse bedeutungsvoller und bedauernswerter Art, Verleihungen, Belehnungen, ja Hinrichtungen mit Strick und Henkerbeil. — Was sehe ich heut? Eine große Schar gefangener Franzosen schreitet über den Platz, geführt von Soldaten, mit geladenen Gewehren gar

grimmig bewaffnet. Es sind kräftige Gestalten, malerisch ausschauend in ihren roten Hosen und ebenso gefärbten Käppis, ihren weißen Blusen und blauen Mänteln, malerisch auch in der Unsauberkeit und wenig korrekten Art der südländischen Völker. Sie gehen keck und verwegen einher und zeigen nichts von der Niedergeschlagenheit einer bald dem völligen Zusammenbruche nahen Nation. Wie anders ihre Vorfahren, die im Jahre 1645 unter dem General Turenne hier als stolze Sieger ihren Einzug hielten! — Aber die Angehörigen der nur in ihren eigenen Berichten mit Ruhm kämpfenden „Grande Nation“ bewähren sich als fleißige, intelligente Arbeiter, die mit der Anlage einer hier geplanten „Steig“ beschäftigt werden. Der Volksmund hat sie schon die „Franzosensteige“ getauft. — Einige Minuten später erdröhnt das Pflaster unter den schweren Schritten unserer jetzt so viel geliebten Feldgrauen. Es sind die im Lazarett untergebrachten Krieger, die hier von den schweren Strapazen und Verwundungen des galizischen Feldzuges Genesung finden sollen. Noch immer erscheinen sie als lachende Helden, die lieben ostpreußischen, märkischen und bayerischen Jungen. Sie sehen trotz beispieloser Anstrengungen und harter, überstandener Leiden munter und vergnügt aus, und mit unerschütterlichem Siegesbewußtsein vertrauen sie einer glücklichen Zukunft. —

Und plötzlich erscheint die Himmelsbotin, Phantasia, und zaubert mir ein Bild vor die Seele. Ich sehe den Platz bevölkert von den Reitertruppen der Vorzeit auf ihren reich gezäumten Rossen, in stählernen Rüstungen und blitzenden Lanzen. Mit geschlossenem Visier und zur Deckung vorgehaltenem Schild stürmen sie dem Feinde entgegen. Erstaunt betrachten sie unsere Grauröcke, die in schlichtem, unscheinbaren Gewande den hundertfältigen Tod bringenden Geschossen unserer grausamen Feinde furchtlos die unbeschützte Stirn bieten. — Noch weitere Gestalten beschwört sie herauf, durch Jahrhunderte getrennt, aber in die wechselvolle Geschichte der Reichsstadt verwoben. Ich sehe den allmächtigen Bürgermeister Toppler, der ob seiner Allgewalt wie so viele Große dem Hass und Neid der Kleinen zum Opfer fiel. Ich sehe als versöhnend-humoristische Gestalt seinen „großzügigen“ Nachfolger, den alten Rusch, wie er, um die Stadt vor dem Einzug des bösen Tilly zu retten, den berühmten „Meistertrunk“ tut und den „wilden Grafen“, der kopfschüttelnd und staunend dieser gewaltigen Leistung zuschaut. Um sie geschart würdige Ratsherren in schwarzen Talaren und weißen Spitzenträgern, kühne Ritter in Schlitzwams, Pluderhosen und Schlapphut. Zu ihnen gesellen sich stolze Patrizier und biedere Bürger mit ihren ehr samen Frauen und blondzöpfigen Töchtern. In seitlich aufgerafftem Schleppgewande, mit gefältetem Brusttuch und Spitzenhaube, sehen sie mit züchtig gesenkten Augen vor sich hin. Aus den Fenstern der umliegenden Patriziergelasse aber blicken die hohen Herrscher, die in verschiedenen Jahrhunderten hier geweilt, Kaiser Friedrich III., Maximilian, Ferdinand und Karl V. Und alle schauen verwundert auf das militärische Schauspiel und die Festfeier, die nun ihren Anfang nimmt. Es ist die Feier, die Deine „Treue“ in den letzten Monaten erfreulicherweise ja oft in den verschiedensten Orten mitbegangen hat. Stets mit hoch erregten

Gefühlen, niemals aber auf einer solchen, durch einzige Erinnerung geweihten Stätte. Die Einwohner der Gemeinde, die in diesem Jahre natürlich nicht sehr zahlreichen Gäste, füllen den Raum, Schuljungen klettern auf die seitlichen Postamente des Rathauses, ein Bild à la „Meistersinger“, feierliche Klänge eines Chorals, dann betritt das Stadtoberhaupt die Freitreppe. Mit leisem Anklang an den kraftvollen, süddeutschen Dialekt spricht er in trefflich gewählten Worten von der ungeheuren Bedeutung dieser Einnahme der stärksten aller russischen Festungen, von der Hoffnung auf baldige, endgültige Niederlage des rücksichtslosen und eroberungsgierigsten aller Feinde. Er mahnt zu weiterem Ausharren und todesmutigem Ringen. Ein schallendes, dreimaliges Hurra, die Töne des immer wieder mit Begeisterung gesungen werdenden „Deutschland, Deutschland über Alles“ aus hunderten von kräftigen Kriegerkehlen, in welche sich die den unsern enströmenden zartausgleichend mischen — und das wirkungsvollste aller Triumphfeste hat sein Ende erreicht. — Am Abend vereinigen sich die wunden Kämpfer zu einem Bierkommers in dem uralten Gasthof zum „Goldenem Löwen“. Auch da feiert Deine so „rastlos und angenehm“ im Dienste des Vaterlandes wirkende Freundin mit. Dringend aufgefordert, teile ich aus meinem Liederschatz kleine Gaben aus, alte, jetzt wieder zu Ehren gelangende Soldatengesänge, schöne Volksmelodien mit rührend-sentimentalen Text, alles das deutsche Gemüt Ergreifende. Ein Unteroffizier begleitet mit dröhndem Bass, und an den bekannten Stellen fällt die ganze Compagnie ein. Es ist kein Parterre von Königen, vor dem ich mich vernehmen ließ, nur eines ihrer loyalen Untertanen, aber selten ward gesanglichen Leistungen rauschenderer Beifall zuteil. — Jetzt begrüßen mich meine neuen Freunde herzlichst mit einem breiten, ostpreußischen „Guten Tag“ oder treuherzigen „Grüß Gott!“ ich befrage sie teilnahmsvoll nach den Fortschritten ihrer Heilung, und der Traum allgemeiner Verbrüderung, in dem gemütlichen Süddeutschland ohnedies leichter zu verwirklichen, scheint seiner endlichen Erfüllung nahe. — —

Erfolgt also endlich der Schluss dieser furchtbarsten aller Welttragödien, opfern wir nicht mehr dem finstern Kriegsgotte, sondern wieder den heiteren Göttern der Kunst, dann, liebste Ina, ergreife auch du den Wanderstab und wallfahre nach dem tor- und turmreichen, dem unvergeßlichen Rothenburg. —

Deine stets getreue

Magdalena Reichmann.

Rothenburg, im August des eisernen Kriegsjahres 1915.

